

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 4

Artikel: Es war einmal ein Musikus
Autor: Herdi, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

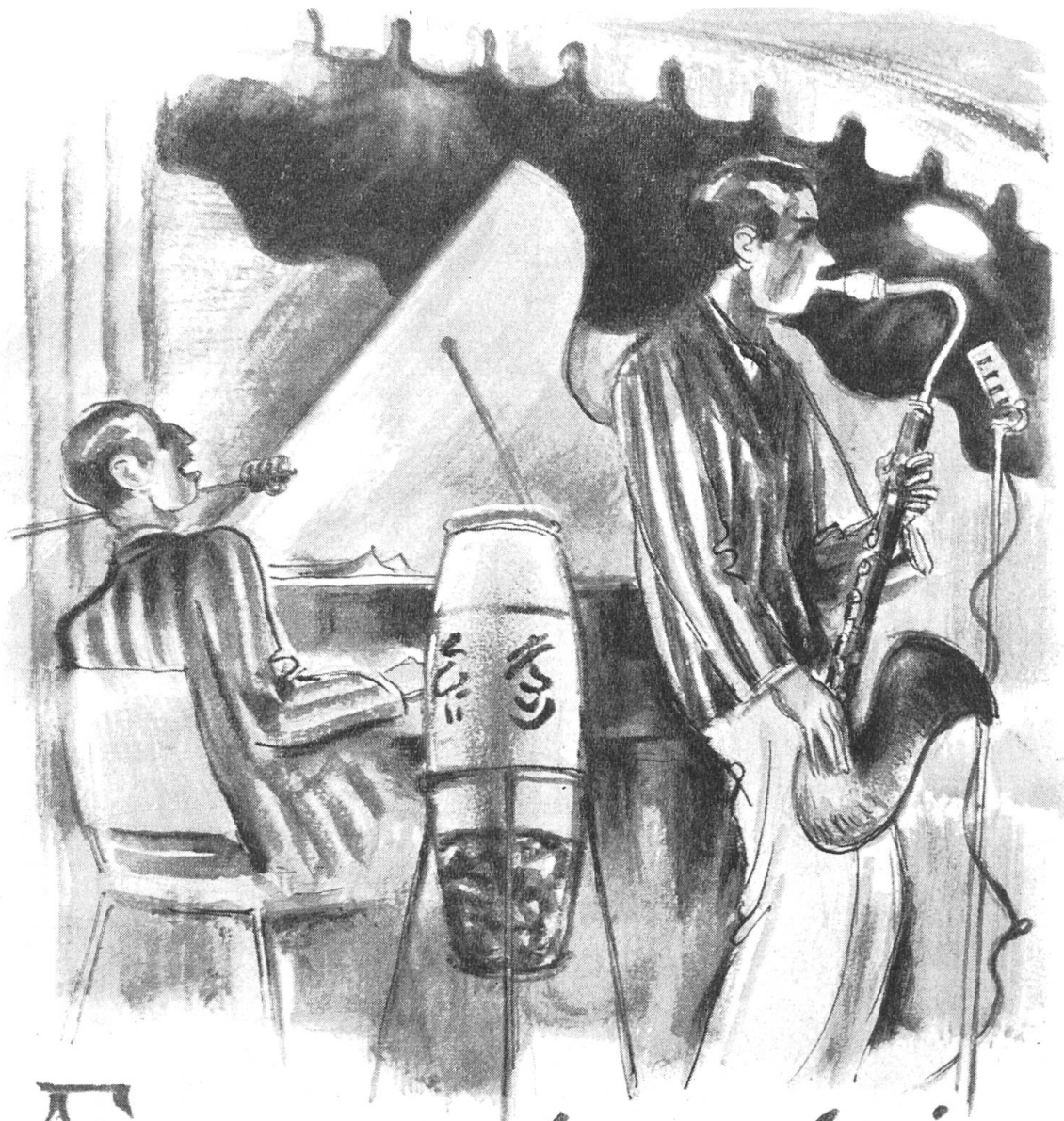
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Es war einmal ein Musiker

VON FRITZ HERDI

Ein Beruf, in dem es leichter fällt,
die Zuhörer zu unterhalten als die eigene Familie

Illustration von Hugo Laubi

Unsere Umgangssprache unterscheidet ziemlich scharf zwischen drei Arten von Musiktreibenden in öffentlichen Lokalen:

1. Musiker = ausgebildeter Musiker in Symphonie- und Theaterorchestern.
2. Musikant = Dilettant in Blasmusiken oder andern Amateur-Formationen.

3. Musikus = berufsmäßiger Musiker, der in Bars, Kaffeehäusern, Biergärten, Tanzlokalen und Variétés, Unterhaltungs- und Tanzmusik spielt.

Mein Bericht befaßt sich vorwiegend mit den Unterhaltungsmusikern.

Der Unterhaltungsmusiker hat nicht nur einen schlechten, sondern sogar einen miserablen Ruf. Das war schon immer so. Der Unterschied zwischen früher und heute liegt eher in der Art der musikalischen Produktionen. Ehemalig wurde in erster Linie sogenannte Kaffeehausmusik gemacht, deren Niveau zum Teil recht bedeutend war. So gab es im Café des Banques in Zürich richtige Künstlerkonzerte, an denen Solisten wie der heute weltbekannte Konzertpianist José Iturbi mitwirkten. Auch Alfred Cortot und Paul Hindemith haben im Kaffeehaus gearbeitet. Für zahlreiche durchaus ernsthafte und geschulte Musiker bildete das Auftreten im Kaffeehaus ein richtiges, zwischen dem Austritt aus dem Konservatorium und dem Eintritt in ein Symphonieorchester geschobenes Praktikum, und schätzungsweise ein Drittel unserer älteren Symphonie Musiker hat kürzere oder längere Zeit im Kaffeehaus gearbeitet. Das ist anders geworden.



Die große Krise

Neben der großen Wirtschaftskrise vor rund dreißig Jahren ist hauptsächlich die Einführung des Tonfilmes schuld daran, daß sich in der Schweiz der gesamte Musikerbestand um mehr als die Hälfte verringert hat, und daß durch ein Überangebot an Musikern der einst verhältnismäßig gut situierte Berufsstand zu einem Häufchen Proletarier herabgesunken ist, dessen Löhne kaufkraftmäßig zum Teil noch heute auf dem Niveau der Krisenjahre von 1928 bis 1932 geblieben sind. Und das kam so:

In unseren Kinohäusern wurden schon seit langer Zeit Stummfilme aufgeführt. Der Film allein aber genügte dem Publikum nicht. Orgelautomaten, sogenannte Orchestrions, boten anfangs unterhaltende Begleitmusik; sogar Paul Hindemith schrieb originale Filmmusik für Orchestrion. Da und dort kam auch ein Erzähler dazu, der das Geschehen auf der Leinwand kommentierte, erst sprechend, später auch singend. Dabei wurde er von kleinen Orchestern begleitet. Bald tauchte auch der wendige Pianist auf, der das Orchestrion verdrängte, anfänglich alles Mögliche und Unmögliche daherklimperte, bald aber eine Beziehung zwischen der Filmhandlung und der

Begleitmusik schuf. Der raffinierte Spieler bearbeitete sogar mit der linken Hand ein Klavier, mit der rechten ein Harmonium. Es soll gelegentlich schauderhaft geklungen haben.

Der Stummfilm, lange Zeit ein von besseren Leuten mit Verachtung gestrafter Außenseiter unserer Zivilisation, gewann ungefähr seit 1914 an Ansehen. Größere Lichtspieltheater engagierten für die Geräuschkulisse nicht mehr Pianisten, sondern ganze Orchester, in der Schweiz zwei bis zwanzig Mann, in Amerika sogar bis zu hundert Mann. Der Kapellmeister sah sich erst den Film an, stoppte die Dauer der einzelnen Szenen, suchte passende Musik aus und machte dann eine Probe mit dem Orchester. Bald arbeitete man mit Lichtsignalen, bald mit dem Dirigenten, der bei Szenenschluß einfach abwinkte, worauf das Orchester manchmal ohne Überleitung, manchmal nach einer Modulation des Pianisten das nächste Musikstück in Angriff nahm. Die ganze Sache war für ehrgeizige Orchesterleiter ein gefundenes Fressen. Da wurde zusammengekleistert und zusammengestohlen, bei Frühlingsstimmung im Film ein Stück «Frühlingsrauschen» von Sinding hineingeschmuggelt, bei Todesfall ein bißchen «Trauermarsch» von Chopin.

Nur selten wurde richtige Filmmusik komponiert. Der erste Filmkomponist war Giuseppe Becce, der 1913 die Musik zu einem Stummfilm «Richard Wagner» schrieb. Becces Bedeutung liegt freilich auf einem anderen Gebiet: Er ist der Schöpfer der Kinothek, jenes ausgedehnten Musikrepertoires mit Nummern von verschiedenster Spieldauer, die genau nach allen erdenklichen Stimmungen und Ereignissen geordnet war, welche in Stummfilmen überhaupt vorkamen. Ob ein Chinese mit Dolch um die Ecke bog, ein Bräutigam seine Holde zärtlich küßte, ein Eisenbahnzug entgleiste und in einen Kartoffelacker raste: Immer war ein Becce-Stück zur Stelle, das zum Thema paßte.

1928 wurde in den Vereinigten Staaten der erste Tonfilm vorgeführt, 1929 in Europa. Al Jolson, ein als Neger geschminkter Weißer russischer Herkunft, sang sein Lied «Sonny Boy», den ersten richtigen Tonfilmschlager. In Europa entstand in den betroffenen Kreisen eine richtige Panik. Man versuchte alles, um das Kommen des Tonfilmes hinauszuzögern. Es nützte nichts. In den Lichtspieltheatern wurden zuerst die Musiker entlassen. Man schätzte, daß dreißig Prozent der schweizeri-

schen Musikerschaft durch den Tonfilm nicht nur innert kurzer Zeit arbeitslos, sondern recht eigentlich überzählig geworden sind, und ein großer Teil der Kinomusiker mußte den Beruf wechseln.

Seither hat sich die Lage unserer Unterhaltungsmusiker fast ständig verschlechtert. Ihre Zahl geht weiter zurück. Daran ist zum Teil die Technik schuld, vom Tonfilm über die Schallplatte und das Tonbandgerät bis zum Radio und zum Fernsehen. In Paris sind zwei Drittel aller Musiker ständig arbeitslos, und immer mehr Nachtlokale und Variétés arbeiten mit Tonband, weil sonst der «Laden» nicht mehr rentiert. Die Lokalsektion New York des amerikanischen Musikerverbandes umfaßt fast 30 000 Mitglieder; aber nur 6000 von ihnen sind das ganze Jahr hindurch beschäftigt. Ich habe mehrere Nachmittage auf der New Yorker Musikerbörse zugebracht: zwei- bis dreitausend Musiker aller Schattierungen treffen sich dort täglich, Umschau haltend nach festen Engagements, schließlich aber vorliebnehmend mit Eintagsgeschäften, mit Engagements für Parties, Hochzeiten, Kinderbälle, Modeschauen und so weiter.

Die eigentliche Kaffeehausmusik stirbt langsam aus, und mit ihr auch der Kaffeehausmusiker. Letztes Refugium sind ein paar Kursäle, ein paar Nachmittagskonzerte in Warenhäusern. Die Folgen bekommen auch die Symphonieorchester zu spüren. Der Mangel an vorzüglichen und routinierten Orchestermusikern wird immer größer. Noch zehren wir von einer Reserve; aber die Basis wird immer schmaler. Ausländische Institute besitzen Orchesterschulen, die unseren Konservatorien fehlen. Routinierte Ausländer stechen immer wieder einheimische Kräfte aus. An unseren Konservatorien wird einseitig studiert: zwei Drittel aller Berufsschüler entscheiden sich für eine Instrumentalausbildung mit solistischen Möglichkeiten. Da ein Musiker für sein Studium gleichviel ausgibt wie ein Advokat, möchte er wenigstens Solist werden und nicht als Musiker-Bürolist sein Pensum herunterkratzen.

Auf dem Arbeitsmarkt der Musiker herrscht gegenwärtig eine eigenartige Situation: Einerseits Nachwuchsmangel, andererseits Arbeitslosigkeit. In Zürich laufen ständig zwanzig bis dreißig ältere arbeitslose Musiker herum. Bei moderner Tanzmusik kommen sie nicht mit, für Symphonieorchester haben sie den An-

schluß verpaßt, und Kaffeehausmusiker werden kaum mehr benötigt.



Lieber anpassen als stempeln

Nun, das ist auch in der Unterhaltungsmusik leichter gesagt als getan. Ein überzähliger Schlagzeuger bleibt eben meistens ein überzähliger Schlagzeuger. Am besten haben es von jeher die Pianisten gehabt; denn für sie war immer wieder irgendwo Verwendung. Aufschlußreich ist die Laufbahn unseres wohl ältesten aktiven und bekannten Barpianisten Fritz Schlor, der heute trotz seiner 66 Jahre nach wie vor Abend für Abend hinter dem Flügel sitzt und – wie eine der geistlosesten Wendungen unseres an dürrer Sprüchen so reichen Jahrhunderts witzelt – «spielend» sein Geld verdient. Schlor kam 1892 in Wien zur Welt und lernte vor allem deshalb Klavier spielen, weil seine Eltern ein Restaurant besaßen mit musikalischer Unterhaltung über das Wochenende. Mit dreizehn Jahren begleitete er bereits Wiener Volkssänger am Flügel und verdiente an Samstagen von drei Uhr nachmittags bis elf Uhr abends zehn Kronen, nach heutigen Verhältnissen fünfzig Franken. Mit achtzehn Jahren saß er nach einigen Fehlschlägen bereits fest im Sattel, beziehungsweise auf dem Klavierstuhl, spielte mit verschiedenen Ensembles in deutschen und österreichischen Städten und kam 1911 ins Zürcher Café des Banques, Ecke Rennweg–Bahnhofstraße. Dort arbeitete er im Orchester Gil Battle, dessen Leiter übrigens noch heute ein Restaurant in Zürich führt. Man spielte ein ziemlich anspruchsvolles Konzertrepertoire, daneben aber auch die «Melodien des Tages», das «Großmütterchen», die Serenade von Toselli, den ersten berühmten Tango «El Choclo». War man dann bei Liszts zweiter ungarischer Rhapsodie angelangt, so zeigten sich die Billardspieler im ersten Stock auf der Treppe und schlugen als Zeichen des Beifalls mit ihren «Queues», ihren Billardstöcken, gegen den Boden.

Fritz Schlor leitete bald ein eigenes Ensemble und landete 1916 im heutigen Zürcher Corso, einem Cabaret-Variété mit Abendbetrieb. Endlich war er den ganzen Tag über frei und konnte mit einem seriösen, längst geplanten Musikstudium beginnen. Nacht für Nacht spielte Schlor abwechslungsweise in zwei Caba-

rets, Tag für Tag büffelte er sechs bis sieben Stunden für das «Konsi», und nach sechs Jahren machte er 1922 sein Konzertdiplom als Pianist. In diesen Jahren hatte er außerdem für seine in der Ostschweiz angesiedelte und von der Textilkrise schwer betroffene Familie gesorgt. An sich stand ihm jetzt die Bahn für die Künstlerkarriere offen; andererseits fehlte ihm das Geld, um jene «toten» Jahre überbrücken zu können, die üblicherweise zwischen dem Abschluß des Konzertdiploms und den ersten Konzerten mit finanziellem Reinertrag liegen. Außerdem war er bereits dreißig Jahre alt.

Schlor versuchte es kurz, aber erfolglos als Geschäftsmann, kehrte zur Unterhaltungsmusik zurück und kam 1932 mit fünf Musikern für acht Jahre ins Hotel Baur au Lac in Zürich. Nach Kriegsausbruch wurde sein Ensemble auf drei Mann reduziert, und als Schlor für sein Trio infolge der politischen Lage keine Arbeit fand, akzeptierte er als einer der ersten einheimischen Musiker einen Vertrag als Barpianist und Alleinunterhalter. Er war damals bereits 48 Jahre alt, in einem Alter also, in welchem die meisten Unterhaltungsmusiker ihren Beruf längst an den Nagel gehängt haben. Schlor nahm es nicht tragisch. Er hatte in Zürich noch den 79jährigen Pianisten Emil Sauer auftreten gesehen und sich gesagt: «Na also, dann kann ich es doch auch riskieren!» Besonderen Ruf genoß und genießt er als typischer Vertreter der alten Wiener Cabaret-Stimmung, die von «Salome» über die «Clara in der Sahara» bis zum «Alten Specht» und zur «Bar zum Krokodil» führte.

Fritz Schlor gehört zu den wenigen Unterhaltungsmusikern, die den gleichen Beruf wählen würden, wenn sie ein zweites Mal auf die Welt kämen. Sein Klavier macht ihm genau soviel Spaß wie zu Beginn seiner Pianistenlaufbahn vor mehr als fünfzig Jahren. Daß es auch in seinem unsteten Berufe eine Art Seßhaftigkeit gibt, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß Schlor seit 36 Jahren zweimal jährlich in einem Zürcher Reitklub traditionelle Bälle spielt.

Transitpassagiere

Es gibt zahlreiche begabte Menschen, die zwar eine Zeitlang auf dem Sonderzüglein der Unterhaltungsmusik mitgefahren sind, die sich

aber immer darüber klar waren, daß es sich für sie nur um eine Übergangslösung handeln könne. Ich kenne zwei Juristen, den Vizedirektor eines großen schweizerischen Musikinstitutes und ein halbes Dutzend Ärzte, welche alle aus finanziellen Gründen zeitweise zu den Unterhaltungsmusikern gehörten. Zum Teil haben sie ihr ganzes Studium durch Musikmachen verdient. Vereinzelte Akademiker betreiben das «Strippen», das Spielen an Bällen, Hochzeiten und Abendunterhaltungen, auch nachträglich noch als Hobby: Ein wohlbestallter Apotheker aus dem Aargau tritt immer noch mit Ländlerkapellen auf, und ein Genfer Atomingenieur pflegt in Zürich als Gitarrist an Bällen und anderen festlichen Anlässen mitzuwirken.

Vor allem aber haben Menschen vorübergehend, als Transitpassagiere sozusagen, Unterhaltungsmusik gemacht, denen das Schicksal einen Streich gespielt hatte: Flüchtlinge aus Rußland, Emigranten aus Osteuropa. Auch Otto Luening aus München, der heute Professor an der amerikanischen Columbia-Universität ist und als Dirigent Menottis Oper «Das Medium» aus der Taufe gehoben hat, war einmal Unterhaltungsmusiker in Zürich. Ein besonders typischer Transitpassagier ist Alexander Schaichet, der hervorragende Violin- und Orchesterpädagoge, der nicht nur das Kammerorchester Zürich gründete, sondern die Gattung «Kammerorchester» überhaupt in der Schweiz einführte. Alexander Schaichet hatte zusammen mit 900 anderen Russen in Leipzig Musik studiert, im Jenaer Streichquartett mitgewirkt und von 1910 bis 1914 ausgiebig konzertiert, mehrmals auch zusammen mit Max Reger. 1914 machte er Ferien in der Schweiz, und sein Freund Joachim Stutschewsky, der ausgezeichnete Cellist, reiste ihm nach und überquerte mit dem letzten fahrenden Dampfer vor Kriegsausbruch den Bodensee. Mit ihren russischen Pässen konnten die beiden nicht nach Deutschland zurück. Schaichet erhielt – nachdem wegen des Kriegsausbruchs zwei Wochen lang nicht gespielt worden war bei uns – durch einen Variétéagenten, der sonst vorwiegend leichtgeschürzte Tänzerinnen vermittelte, eine Stelle als Stehgeiger im damaligen Café Splendid, dem heutigen «Hungaria» in Zürich, wo sein Vorgänger den Patron eines Morgens zu wenig devot begrüßt hatte und deshalb fristlos entlassen worden war. Man spielte Kaffeehausmusik von vier bis elf Uhr und verdiente

180 Franken im Monat. Schaichet und Stutschewsky aßen, bis sie sich finanziell erholt hatten, mit Vorliebe im Frauenverein, wo es für dreißig Rappen Brot und saure Milch gab.

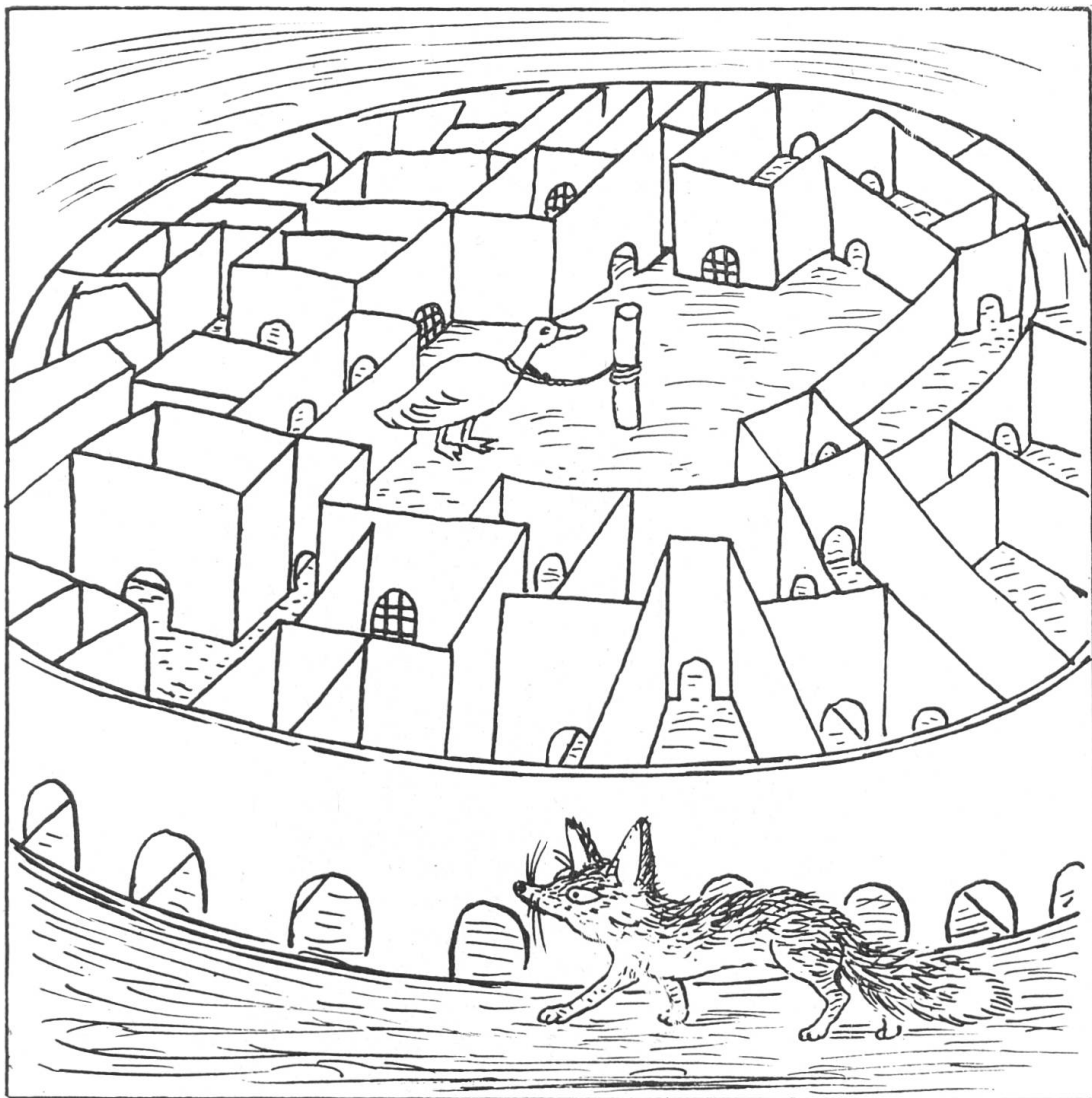
Im Café Splendid musizierte das Familienorchester Tusa: Der Vater stand hinter dem Kontrabaß, und die drei Söhne im Alter von 14, 15 und 16 Jahren waren bereits tüchtige Musiker. Der eine, Rosario, wurde später Schüler von Busoni, der von 1920 bis 1925 an der Scheuchzerstraße in Zürich gelebt hat; ein zweiter Sohn, Antonio, ist seit Jahrzehnten So-

locellist des renommierten Winterthurer Stadtorchesters und ein gesuchter Konzertcellist von internationalem Rufe. Zwei Monate arbeitete Schaichet als Stehgeiger mit der Familie Tusa; dann gelang ihm der Sprung an das Privatkonservatorium José Berr, und das Intermezzo «Kaffeehausmusik» war für ihn beendet.

Blättern wir bis zur Studienzeit Alexander Schaichets zurück, so finden wir Verhältnisse, wie sie für die Unterhaltungsmusik typisch sind. Die russischen Studenten in Leipzig mußten zum großen Teil hintenherum aus finan-

DAS LABYRINTH

Von Emil Medardus



Durch welche Löcher erwischt der Fuchs die Gans?

Auflösung Seite 66

ziellen Gründen «strippen» gehen. Ein gewisser Cellist Müller besuchte regelmäßig die Vortragsübungen des Konservatoriums und engagierte in aller Stille «Passendes». Er formte je nach Bedarf Orchester von zwei bis vierzig Mann, plazierte oft auch am gleichen Tage mehrere Orchester unter seinem Namen, wie es heute auch in der Schweiz geschäftstüchtige Amateurkapellmeister machen.

Cellist Müller hat auch in anderer Beziehung Nachahmer gefunden. Er zahlte zum Beispiel seinem Geiger Schaichet pro Dienst von vier bis elf Uhr ganze sechs Mark, kassierte aber beim Patron fünfzehn Mark für seinen Stehgeiger, steckte also täglich neun Mark noch zusätzlich in die eigene Tasche. Auch bei uns haben die Leiter größerer Ensembles bis vor einigen Jahren Hochsaison gehabt. Zu ihrer Kapellmeistergage von 60 Franken oder ähnlich kamen nicht selten täglich weitere sechzig Franken, die sie «garnierten» aus der Differenz zwischen dem, was ihnen der Wirt pro Musiker zahlte, und dem, was sie selber an den Musiker laut Vertrag abgaben. Mittlerweile sind unsere Unterhaltungsorchester kleiner geworden, und das sogenannte «Abkochen» lohnt sich nicht mehr.



Wein, Weib und Gesang

Es ist kein Geheimnis, daß vorwiegend den äußerlichen Dingen des Lebens zugetane Menschen Unterhaltungsmusiker werden. Schon das ständige «Sich-zur-Schau-Stellen» verlangt eine ganz bestimmte Einstellung zum Leben. Es kommt nicht von ungefähr, daß der Walzertitel «Wein, Weib und Gesang» als Motto über den Lebenslauf manchen Musikers gesetzt werden könnte. Immerhin soll man sich vor Verallgemeinerungen hüten.

Die Neigung zum Alkohol ist nicht nur dem Musikerstande eigen. Aber die Versuchung, ein Glas zu kippen, ist gerade beim Unterhaltungsmusiker besonders groß. Der Alleinunterhalter befreit sich oft durch zwei Römer Wein von lästigen Hemmungen und bringt es dann fertig, jenen musikalischen und textlichen Schmarren aufzutischen, den das Publikum von ihm verlangt. Zahlreiche Gäste betreiben außerdem das Animieren zum Trinken mit eiserner Hartnäckigkeit. Die Zahl der von ihnen gespendeten Flaschen oder Drinks ist ein Beweis ihrer Zufriedenheit und ihrer Anerken-

nung. «E Rundi für d'Musik, aber suffice müends es!» ist einer von jenen Sätzen, die der Musiker immer wieder zu hören bekommt.

Und endlich ist ja der Unterhaltungsmusiker von Berufs wegen ein Nachtvogel im Alkoholumilieu, stammt auch nicht selten selber aus einem Milieu, welches nur den Alkohol als Mittel gegen Kummer und Sorgen kennt. Der eine trinkt mehr, der andere weniger. Der eine verträgt's, der andere geht zugrunde. Ich habe mehrere einschlägige Botschaften aufbewahrt, in denen es immer wieder ungefähr heißt: «... ist im Alter von erst 46 Jahren ...» und so weiter. Andererseits haben zähe Naturen auf reichlich feuchter Basis jahrzehntelang durchgehalten, und wenn man den heute 65 Jahre alten Pianisten Willie «The Lion» Smith fragt, wie er zu seiner hervorragend geschulten linken Hand gekommen sei, pflegt er zu erklären: «Als ich in Clubs auftrat, brauchte ich die rechte Hand während des Spielens häufig, um Gin und Whisky in die Kehle zu schütten. Wohl oder übel mußte ich dann mit der Linken etwas Interessantes spielen. Mit der Zeit haben sich die positiven Resultate denn auch eingestellt.»

Was die Beziehungen zwischen Musikern und Frauen anbelangt, so treffen einige Schlagertexte ins Schwarze. Einer lautet: «Es war einmal ein Musiker, der spielte im Café, und alle hübschen Frauen setzten sich in seine Näh'.» Und ein zweiter Schlager spielt auf die Rivalität zwischen Gatten und Musikern um Kämpfe um die gleiche Frau an: «Ach, blick doch nicht immer nach dem Tangogeiger hin!»

So tief der Musiker gesellschaftlich gewertet wird, so wenig kümmert sich ein Teil der Frauen um derartige Klassierungen. Artisten, Zigeuner, Musiker, Schauspieler, Skilehrer und Bergführer haben sich nie über mangelnde Chancen beklagen können. Ihre Eroberungen sind freilich meist nicht derart, daß ein Prahlens sich rechtfertigen würde. Was der schmalzige Sänger auf der Bühne von sich gibt, was der Stehgeiger mit flinken Fingern und – gespielter oder echter – Leidenschaftlichkeit seinem Instrument entlockt, läßt immer wieder Frauenherzen höher schlagen, und vom «feurigen» Spiel des Künstlers wird meistens auf die Männlichkeit und das Temperament des Interpreten überhaupt geschlossen.

Foto: Martin Glaus
Am Gotthard

Die Schwärmerei von weiblicher Seite hält aber – soweit nicht von jungen Mädchen die Rede ist – meist nicht sehr lange an. Es geht vielen Frauen einfach um ein kurzes Abenteuer, um einen «Saisonplausch», um eine kurzfristige Ausweichmöglichkeit, die meistens deshalb zustandekommt, weil der holde Göttergatte vor lauter Geldverdienen keine Zeit mehr findet, sich seiner Frau zu widmen. Da wird denn der Musiker, der eben für zwei Monate im Saisonkurort oder «in Hier» weilt, nicht selten als Lückenbüßer eingeschaltet in den berühmten Turnus Yoga, Bridge, Tennis, Federball, Sprachkurs und Gesangsstunden. Und eines Tages ist die Herrlichkeit wieder zu Ende. Die Frauen wechseln die Musiker, und die Musiker wechseln die Frauen und die Lokale. Denn auch der Musiker ist meistens schon anderweitig «lebenslänglich eingedeckt.» Immerhin haben einige Musiker dank einer Frau ihren Weg gemacht. Einer meiner Kollegen lernte eine nette Hoteliertochter kennen und ist ein geachteter Hotelfachmann geworden. Ein zweiter kam durch die Verheiratung mit einer Verlegerstochter zu einem führenden Posten im Buchhandel. Pech im Glück aber hatte der Barpianist Robin Douglas-Home, der anfangs 1958, als seine Verlobung mit der Prinzessin Margarethe von Schweden bevorzustehen schien, von einem Londoner Verlagshaus zum Direktor befördert wurde. Nachdem die Verlobung im Juli abgeblasen wurde, verlor Douglas seinen Posten genau so rasch, wie er ihn erhalten hatte.

Die meisten Unterhaltungsmusiker sind verheiratet. Zum Teil haben sie außerordentlich Glück gehabt in der Wahl ihrer Frauen. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle allerdings fanden sie ihre Frauen dort, wo sie arbeiteten: Im Tanzlokal, in der Bar, im Kaffeehaus. Nicht jedes Mädchen ist bereit, ohne festes Heim, nur in Doppelzimmern mit Küchenanteil zu leben, Monat für Monat von einer Ecke der Schweiz in die andere zu ziehen, mit einem Manne zusammenzuleben, der sozusagen Nacht für Nacht arbeitet, der keine Sicherheiten für die Zukunft bieten kann, der seine Ferien selber berappen muß, der bei Krankheit keinen Lohn erhält, der am 30. April oft noch nicht weiß, ob und wo er am 1. Mai arbeiten wird. Zwar kommt er seit 1953 end-

lich zu seinem gesetzlichen Ruhetage. Aber auch der geht auf seine Kosten, und das Monatseinkommen eines Musikers mit mehr als 36 Stunden Dienst in der Woche ist durch die Einführung der Frei-Tage in einer Zeit allgemeiner Konjunktur und Lohnerhöhung um rund zwölf Prozent gesunken.

Dazu kommt, daß der Musiker immer stärker belastet und ausgenützt wird. Wohl in keinem anderen Lande wird von ihm eine derartige Vielseitigkeit verlangt wie in der Schweiz. Er muß einfach alles können, vom Konzert bis zur Variétéarbeit, von der Tanzmusik bis zur Beherrschung von zwei, drei und mehr Instrumenten. Neuerdings ist er auch noch zum Clown avanciert, muß auf der Bühne den «Showman» spielen, der ihm so gar nicht liegt, und je prächtiger unsere Autokarosserien werden, desto tiefer sinkt der Geschmack des Publikums auf dem Gebiete der Unterhaltungsmusik. «Die Gäste werden immer anspruchsvoller», teilt ein Wirt mit. «Am meisten Freude haben sie, wenn einer unserer Musiker einem Kollegen einen Mohrenkopf ins Gesicht klebt. Das gibt Stimmung.»

Darüber hinaus haben namentlich italienische Orchester bei uns die Unsitte des Non-stop-Betriebes eingeführt, und kürzlich sah ich in einem Zürcher Dancing einem Orchesterpianisten zu, der um des Effektes beim Publikum willen den ganzen Abend stehend statt sitzend Klavier spielte.

Wer einen Musiker heiratet, placiert sich sozial sehr tief. Umfragen in drei deutschen Bevölkerungsschichten ergaben, daß der Unterhaltungsmusiker in einer Liste von 38 Berufen durchschnittlich an 31. Stelle figuriert, und daß nur Ausläufer, Kellner, ungelernte Arbeiter, Matrosen und Marronibrater noch tiefer eingeschätzt werden. Was er verdient, reicht gerade zum Leben. Die 35 oder 40 Franken täglich stehen vor allem auf dem Papier. Nach Abzug sämtlicher Spesen für Instrumente, Reisen, doppelten Haushalt (sofern die Frau Kinder hat und nicht mehr reist) und unzählige Kleinigkeiten bleibt ein ziemlich mageres Sümmchen.



«Eigentlich bin ich siebzig ...»

Foto: R. Vonlanthen
Es schneit!

Kürzlich erhielt ich einen Anruf. Ob ich nicht am Samstag an einem Ball im Grand Hotel

Dolder spielen könnte mit einem achtköpfigen Ensemble, in welchem noch der Pianist fehle. Nun, eigentlich habe ich den Musikerberuf an den Nagel gehängt. Aber ab und zu juckt es mich trotzdem, wieder einmal eine Nacht lang zu «strippen». Ich sagte zu. Von den acht Musikern, die da in Eile zusammengetrommelt worden waren, kannte ich nicht einmal die Hälfte. Im Laufe des Abends fiel mir namentlich ein kleiner Obligatgeiger und Saxophonist auf, der von Stunde zu Stunde lebendiger wurde, bald mitsang, bald mitzupfte, bald mitblies, immer mit Leib und Seele dabei war und keine Gelegenheit zum «Flohnen» ausnützte. Dabei war der gute Mann bestimmt fünfzig Jahre alt. Wir kamen später, gegen drei Uhr morgens miteinander ins Gespräch, und ich fragte ihn nach seinem Alter. Er räusperte sich verlegen und meinte: «Hm, ich geh' jetzt gegen die Sechzig.» Nach Ballschluß brachte ich ihn im Auto heim, obwohl er Tragriemen bei sich hatte, um Geige und Saxophon umzuhängen für den Fall, daß er zu Fuß heimgehen müsse. Als er aus dem Auto stieg, gab er sich einen kleinen Ruck und sagte leicht verlegen: «Also, wissen Sie, eigentlich bin ich siebzig. Aber wenn die andern das hören, engagieren sie mich nicht mehr!»

Es ist tatsächlich nicht leicht, als Unterhaltungs- und speziell als Tanzmusiker alt zu werden. Die Dancinginhaber wollen junge Leute auf dem Podium sehen, die namentlich auch die Damenwelt anziehen. Ich habe in Basel mit einem hervorragenden Musiker gearbeitet, der zehn Instrumente spielte, nämlich Klavier, Akkordeon, Bandoneon (für Tangos), Xylophon, Trompete, Klarinette, Baß, Cello, Violine und Schlagzeug, und den man wahrhaftig überall einsetzen konnte. Nach Ablauf des Vertrages erklärte der Wirt: «Ich engagiere die Kapelle wieder für nächstes Jahr, aber ohne den Glatzkopf, der ist mir zu alt.» Der «alte» Glatzkopf, der zehn Instrumente beherrscht, war eben 42 Jahre alt geworden. Und in Zürich erhielten wir eines Tages einen hervorragenden Stehgeiger zugewiesen, der vorher immer große eigene Ensembles geleitet hatte. Er war jetzt sechs Wochen krank und arbeitslos gewesen, weil er, verschiedenen Reklamationen nachgebend, sich die Haare hatte dunkel färben lassen, um wieder jünger auszusehen. Offenbar war er nicht an einen ausgesprochenen Fachmann geraten; denn er hatte

sich ein hartnäckiges Leiden der Kopfhaut zugezogen.

Vor allem haben ältere Unterhaltungsmusiker in modernen Ensembles auch deshalb Mühe, mitzukommen, weil sich der Geschmack des Publikums und damit das Repertoire der Orchester grundlegend geändert haben. Amerikanische Rhythmen beherrschen heute das Feld. Phrasierung und Interpretation sind eine Modesache und haben in den letzten vierzig Jahren mehrmals gewechselt. Nur wenige ältere Musiker können sich stilistisch umstellen. Genau gleich geht es übrigens den «seriösen» Musikern, und deshalb klingt selbst die modernste amerikanische Operette in unseren Theatern so, als sei sie vor dreißig Jahren komponiert worden. Was vor vierzig Jahren eine Leistung war auf dem Gebiete der damals neuen amerikanischen Tanzmusik, wird heute überhaupt nicht mehr beachtet, sofern es sich um einheimische Interpreten handelt. Pioniere sind rasch vergessen.

Mir fällt bei dieser Gelegenheit immer wieder ein alter Freund ein: Freddie James. Ich habe ihn vor einiger Zeit als Gerant und Wirt wieder getroffen, bieder, bürgerlich, bescheiden, unauffällig. Junge Anhänger der Tanz- und Jazzmusik haben kaum eine Ahnung von seiner Existenz. Und doch war es Freddie James – er hieß eigentlich Äschlimann –, der als erster Schweizer die Jazzmusik – was immer man damals darunter verstand – bei uns importierte. Sein Ensemble galt in England während des Ersten Weltkrieges als hervorragendste Jazz-Formation Europas, und von Liverpool war das Orchester mehrmals mit Millionären und Milliardären auf Weltreisen gegangen, hatte in Nord- und in Südamerika gearbeitet. 1918 war Freddie James bereits Besitzer eines Luxusautos, was damals etwas heißen wollte. Fünf Jahre später trat er im «Singer» in Basel auf, kurz darauf im Café «Schiff» in Zürich. Freddie war ein sogenannter Comedian Drummer, ein Schlagzeuger, der gleichzeitig in verschiedenen Sprachen Schlager und Welterfolge interpretierte und als «Showman» auftrat. Aufnahmen von 1917 zeigen ihn als distinguierten Gentleman - Schlagzeuger, der mit weißen Handschuhen, schwarzem Frack, Zylinder und Monokel hinter seiner «Kiste» sitzt: Eine richtige Sensation für die damalige Zeit.

Freddie James hat bis gegen die Sechzig mit immer kleineren Formationen weitergearbeitet, bis er ins Wirtefach abwanderte.

Pech gehabt

Schätzungsweise wechseln die Unterhaltungsmusiker durchschnittlich im Alter zwischen 35 und 40 Jahren den Beruf. Manchmal kommen sie später in ihr altes Metier zurück. Da hat ein Kollege fleißig gespart, nachher noch eine nette Erbschaft gemacht. Er ist froh, das Klipern aufgeben zu können, und steckt sein Geld in einen Kinobetrieb. Dann macht er Konkurs, sein Geld ist weg, und er versucht es noch mit einer andern Sache. Hierauf wird er wieder Musiker, aber wahrhaftig nicht aus Freude an der Musik. Ein anderer Musiker hat mehr Glück gehabt: Sein Kino drunten im Aargauischen blüht und gedeiht seit vielen Jahren.

Jeder kann Pech haben. Ich kannte einen ehemaligen Koch, der sich mit der Zeit als Schlagzeuger hübsch hinaufgearbeitet hatte. Er wurde Berufsmusiker und spielte zum Teil in vorzüglichen Ensembles. Eines Tages stand ich auf einem Bahnperon, als das Fenster eines Erstklasswagens heruntergelassen wurde: Es war der Schlagzeuger-Koch, der mir da gönnerhaft zuwinkte. Was ich denn mache? Na, ja, Musik wie immer. Oh nein, das habe er aufgegeben, da müsse einer schön «weich» sein, wenn er in diesem Idiotenberufe bleibe. Er persönlich betätigte sich jetzt mit Erfolg in der Textilbranche.

Na schön! Der Zug fuhr aus der Halle, und mein Kollege mit der Karriere ebenfalls. Jahre später war der gute Mann wieder im «Idiotenberufe», diesmal sogar als Kapellmeister mit eigenem Orchester. Kürzlich trafen wir ihn. Sein Ensemble hatte er bereits wieder auflösen müssen; er hatte für sich und für seine Leute keine Arbeit mehr gefunden. Das heißt, eigentlich doch: da drunten im «Vergoldeten Winkelried», wo immer vier bis fünf Mann spielen, habe ihm der Beizer eine Offerte gemacht. Allerdings wolle er ihn nicht als Kapellmeister, sondern als Küchenchef engagieren...

Gut davongekommen

Eine ganze Reihe von Musikern hat zum Teil Glück gehabt, zum größeren Teil aber sich durch Energie, Fleiß, Begabung und Rückgrat mit der Zeit eine gute Position geschaffen. Wir treffen ehemalige Unterhaltungsmusiker als

ZWEI in EINEM

Dieses kinderleicht zu lösende Vexierbild stammt aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts.



Komponisten, als gesuchte Begleiter für Radio und Fernsehen, in verantwortungsvollen Stellen am Radio, in führenden Positionen bei Autorenengesellschaften, welche bekanntlich die Interessen der Komponisten und Textdichter wahren. Sie und alle jene, welche auf Klavierstimmer, auf Verkäufer in einer Musikalienhandlung, auf administrative Tätigkeit beim schweizerischen Facharbeitsnachweis für Musiker oder in Schallplattenfirmen umsattelten, sind der Musik in irgend einer Form treu geblieben.

Zu den Leuten mit Erfolg gehört der Berner Teddy Stauffer, der Gründer des bis heute wohl berühmtesten schweizerischen Tanzorchesters. Er hatte mit seinem Ensemble lange Zeit in Deutschland gespielt, kam dann in der Landi-Zeit nach Zürich und profitierte sowohl von einer «Ehret-einheimisches-Schaffen»-Welle, als nach Kriegsausbruch auch von der fast hermetischen Versiegelung unserer Grenzen, die zahlreichen schweizerischen Musikern

zugute kam. Stauffer ging später nach Amerika und landete schließlich in Mexiko, wo er in Acapulco an der mexikanischen Riviera das berühmte Etablissement «La Perla» besitzt. Zahlreiche Musiker seines ehemaligen Orchesters haben seither eigene Ensembles gegründet, die zum Teil noch existieren.

Von der «Landi» und vom nationalen Zusammenschluß haben auch die Geschwister Schmid profitiert, die heute als Gesangstrio «Shmeed» jahrelange Tournées in Nordamerika und Kanada absolvieren. Mitgenießer der Erfolge aus der Landizeit ist der schweizerische Schlagerkomponist Artur Beul. Seine Komposition «Nach em Räge schinnt d'Sunne» dürfte neben Burkhardts «O mein Papa» der größte internationale Erfolg unserer einheimischen Unterhaltungsmusik sein. Beneidenswerte Karrieren machten die Sängerin Lys Assia sowie der «singende Kellner» Vico Toriani, neuerdings auch der Westschweizer Chansonnier Jo Roland. Europäischen Ruf genießen endlich unser Show- und Tanzorchester Hazy Osterwald, die «Tremble Kids» als Jazzensemble alter, das Orchester Kurt Weill als Jazzformation moderner Richtung.

Als einzigartige Karriere muß hier auch die Laufbahn des Dirigenten Fritz Busch angeführt werden. Busch war zwar nicht Schweizer, hat aber nach 1933 bei dem Ehepaar Reiff an der Mythenstraße in Zürich gelebt, in jenem Haus, welches Thomas Mann einmal das «Genieospiz» genannt hatte, und in welchem im Laufe der Jahrzehnte unzählige Künstler Gastfreundschaft genießen durften. Fritz Busch hat als Siebenjähriger erstmals seine Mutter am Klavier vertreten, die vorher immer mit Vater Busch zusammen in Kneipen aufgespielt hatte. Fast zehn Jahre lang «stripte» der junge Busch in den rauchigen Spelunken, und zwar immer über das Wochenende, wobei er mit seinem Vater am Sonntag jeweils ziemlich pausenlos von nachmittags vier Uhr bis morgens drei Uhr zu arbeiten hatte. Dann mußten Vater und Sohn noch heimwandern oder heimfahren, und am Montagmorgen um acht Uhr, nach drei Stunden Bettruhe, hatte Fritz Busch in der Schule zu sein. Das ging so bis zum siebzehnten Lebensjahre Buschs, und dabei spielte der Knirps nicht nur Klavier, sondern bediente mit der rechten Hand auch noch ein Cornet à piston, eine Art Trompete, und am rechten Kerzenhalter des Klaviers hatte er einen Triangel aufgehängt, den er

zwischen durch ebenfalls betätigte. Busch, der merkwürdigerweise nie unter gesundheitlichen Folgen derartiger Strapazen zu leiden hatte, war vor seinem Zürcher Aufenthalte Operndirektor in Dresden gewesen.

Jene Musiker, welche sich mehr oder weniger endgültig von der Unterhaltungsmusik verabschiedet haben, findet man heute in allen möglichen Berufen. Da gibt es Gewerbeschullehrer, Wäschereibesitzer, Malermeister, Graphiker, Vertreter, vor allem auch Geranten und Wirte, Kellner, dann Schneider, Magaziner, Büroangestellte, Elektriker, Geschäftsinhaber, Photographen, Garagisten. Zum Teil haben diese Leute neben ihrem neuen Berufe noch eine Zeitlang für Bälle und dergleichen gespielt, bis es mit dem Einkommen richtig klappte.



Coiffeur und Musiker

Ich habe diese Kombination von zwei Berufen in einer Todesanzeige gelesen. Sie enthält für den Eingeweihten nichts Außergewöhnliches; denn die Schweiz ist geradezu überschwemmt von Dilettantenmusikern, welche die Musik vorwiegend aus Liebhaberei betreiben, während dem Berufsunterhaltungsmusiker die Musik oft Nebensache, der Verdienst aber die Hauptsache ist. Das Repertoire dieser Amateure ist meistens sehr beschränkt, und sie können am besten an Tanzsonntagen, an Hochzeitsbällen und an Abendunterhaltungen eingesetzt werden.

Wie die Ausländer, so sind dem schweizerischen Unterhaltungsmusiker auch die einheimischen Dilettanten ein massiver Dorn im Auge. Denn der Amateur raubt dem «Profi» so und so viele Arbeitsmöglichkeiten, auf welche dieser mitunter angewiesen wäre. Vier, fünf gute Bälle in einem Monat ohne festes Engagement würden wenigstens für Zins und Frühstück reichen, aber die meisten sogenannten Nebengeschäfte werden von Dilettanten bestritten, die es sich erst noch erlauben können, für minime Gagen anzutreten, da sie ja schließlich tagsüber noch einem «Hauptberufe» nachgehen. Verbieten kann man ihnen das Spielen nicht, und einen Gesamtarbeitsvertrag oder gesetzlich vorgeschriebene Mindesttarife gibt es in der Unterhaltungsmusik nicht. So kenne ich ein Amateurduo, das sich geradezu wie österreichische «Bratengeiger», die für eine

Mahlzeit aufspielen, als «Profi-Ensemble» durchschlängelt, bald hier und bald dort für einen Fünfliber, ein Nachtessen arbeitet, viermal stündlich aber noch mit dem Teller die Runde macht und «Münz» einsammelt. Wer ab und zu mit Amateuren spielt, trifft unter ihnen alle möglichen Berufsleute an: Gärtner, Gipser, Schweißer, Vertreter, Coiffeure, Hilfsarbeiter, Elektriker, Pöstler, Fensterputzer, Maurerpoliere, Bauern. Zu den Amateuren gehören überdies die zahlreichen Jazz-Formationen in der Schweiz, die es freilich auf ihrem Spezialgebiet oft wesentlich weiter bringen als viele Berufsmusiker.



In eigener Sache

Ich habe selber 13 Jahre lang Unterhaltungsmusik gemacht, die ersten Jahre mit Orchestern in Kaffeehäusern, Variétés und Tanzlokalen, später als Barpianist und Alleinunterhalter. Was mich in diesen Jahren am meisten beeindruckte, war die miserable finanzielle Situation der ersten Zeit. Während des Krieges hatte man oft zwischen zwei Ablösungsdiensten im Grenzschutz kaum Zeit, ein richtiges Engagement zu finden, und kam man endlich irgendwo unter, so mußte man nach vierzehn Tagen wieder einrücken. Im Herbst mußte ich meine Schreibmaschine verkaufen, um einen Mantel anschaffen zu können, und im Frühjahr verkitschte ich den Mantel, um ein Occasionsvelo erwerben zu können. In der Not nahm ich gelegentlich die erste beste Offerte zum Spielen an, darunter mein wohl herrlichstes Engagement am Luganersee, wofür ich telegraphisch ohne definitives finanzielles Abkommen angeworben worden war. Unser Dancing lag außerhalb Lugano. Es war ein Schönwettergeschäft: Schien die Sonne, so brachten uns die Motorboote Gäste; regnete es, so blieben wir allein, klopfen einen Jaß und waren schlechter Laune. Das Orchester arbeitete nämlich auf eigene Rechnung, und wir waren auf jeden Gast und auf sein Eintrittsgeld angewiesen. Hinzu kam, daß sich ein zweites Tanzlokal beim Landesteg befand. So rannten wir denn ab drei Uhr nachmittags mit

Akkordeon, Baß und Klarinette auf die Terrasse, um aussteigende Gäste zu uns herüberzulocken. Unsere rührige Konkurrenz aber errichtete direkt beim Landesteg einen Lautsprecher und fing den Besucherstrom ab. Eine neue Idee: Wir stellten uns mit Klarinette und Akkordeon beim Landesteg auf und schleppten die ankommenden Feriengäste im Gänsemarsch zu uns herüber, voran der Klarinettist, seine Opfer wie der Rattenfänger von Hameln durch süße Weisen betörend. Die Konkurrenz war auch nicht auf den Kopf gefallen und vertrieb uns am nächsten Abend durch wohlgezielten Wasserstrahl vom Stege.

Und schließlich begann es langsam, aber ausgiebig zu regnen. Meine Tageseinnahmen betrugen zwei bis drei Franken, wovon noch 50 Rappen abgingen für eine vom Patron zur Verfügung gestellte Minestrone. Nach zwei ersten Revolten stiftete der Wirt ein paar Flaschen Wein und einige Büchsen Sardinen und Thon. Nachher war er abgestumpft und ließ uns hungern. «Ich gehe», sagte ich an einem Mittwochnachmittag zum Kapellmeister, der eben sein einziges Hemd plättete. Er lächelte überlegen und vermutete, daß ich kein Reise-geld besitze. Daß ich aber zwei Tage vorher einen telegraphischen Pumpversuch gestartet und soeben fünfzig Franken zugeschickt erhalten hatte, war ihm entgangen...

Im Alter von fast 38 Jahren habe ich den Pianistenberuf aufgegeben und lebe heute, nachdem ich mich im Verlaufe von 20 Jahren als «Fechtbruder» auf internationalen Landstraßen als Küchenbursche, Kellner, Hotelsekretär, Hilfsredaktor, freier Journalist, Cellist, Akkordeonist und Pianist betätigt habe, als Mitarbeiter von Radio, Zeitungen und Zeitschriften und als Leiter von Jazzkursen. In Perioden des Übermutes schreibe ich außerdem ab und zu ein Buch, was man bekanntlich niemandem verbieten kann. Mit Musizieren habe ich die Wurst zum täglichen Brot leichter verdient als im heutigen freien Berufe. Ich muß heute täglich zehn Stunden arbeiten statt fünf, bin aber von Nachtarbeit befreit, fühle mich namentlich gesundheitlich besser und hoffe, daß der gegenwärtige Zustand von einiger Dauer sei.

